BT
901
.M447

LIBRARY OF PRINCETON
OCT 17 1901
THEOLOGICAL SEMINARY.

BT 901 .M447
Meltzer, Hans.
Die Vorstellungen der alten
Griechen vom Leben nach dem

Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode.

Von

Dr. Hans Meltzer,
Professor an der evang. Klosterschule zu Maulbronn in Württemberg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern ist die Frage, von wannen die menschliche Seele komme, und noch mehr wohin sie gehe, ein Gegenstand eingehendster und allseitigster Beschäftigung gewesen. Das ist ja auch ungemein begreiflich, wenn man sich nach einer sich ungesucht ergebenden Durchschnittsberechnung klar macht, daß jährlich etwa 42 000 000, täglich etwa 115 000, stündlich etwa 5000 und in der Minute etwa 80 Menschen dem auch den Beherzteren ein leichtes Gruseln nahelegenden Räthsel gegenübergestellt werden, dessen Kern die Frage bildet „Sein oder Nichtsein?"

Sieht man sich nach den Antworten um, die darauf gegeben werden, so ist man zunächst nicht wenig erstaunt, trotz vielen Abweichungen im Einzelnen doch einer Uebereinstimmung im Ganzen zu begegnen, ja, einem consensus gentium im vollen Sinne des vielgebrauchten Wortes, wie er auf anderen Gebieten des geistigen Lebens nur schwer aufzufinden sein möchte. Man wird ohne Gefahr einer Uebertreibung sagen dürfen, daß auf dem weiten Erdenrunde so gut wie überall der Glaube an eine so oder anders ausgemalte Fortdauer der Seele nach ihrem Abscheiden vom Leibe verbreitet ist und die Gefühle, Willensregungen und Gedanken vorzüglich weniger hochstehender Stämme mit einer, man darf sagen vollkommenen und allbeherrschenden Einheitlichkeit durchdringt und

bestimmt. Ja, die in unserem Jahrhundert vornehmlich in England und Deutschland ausgebildete Völkerkunde (Ethnologie) ist mit stets gesteigerter Sicherheit zu der Erkenntniß gelangt, daß auf einer ursprünglichen Stufe der Entwickelung jener Glaube an das Fortbestehen und Fortwirken der abgeschiedenen Seelen, der sogenannte Animismus, ein alle Gebiete umfassendes, in seiner Art bewundernswerth, ja fanatisch folgerichtig logisches System urweltlicher Metaphysik und Philosophie darstellt, worin die Wurzeln der späterhin in so reicher Besonderheit entfalteten Zweige menschlicher Geistesbethätigung liegen: es ist für uns Kinder einer so sehr viel aufgeklärteren und mit einer so unberechenbar größeren Zahl anderwärts entsprungener Anschauungen wirthschaftenden Zeit ohne gelehrte Forschung schlechthin unmöglich, uns vorzustellen, in welchem Maaße jene allgemein verbreitete Urweltslogik nicht etwa bloß Religion, sondern auch Kunst, Recht, Staat und Gesellschaft beeinflußt hat; man darf die animistische Anschauung als den gemeinsamen Mutterschooß betrachten, der alles Andere in sich befaßte und hegte, nicht bloß Dinge, wie Seelenpflege, Ahnen- und Herrenverehrung, Priester- und Zauberwesen, Todtenorakel, Opfer, Gelübde, Fetischismus, sondern auch Kannibalismus, Bluts- und Speichelbrüderschaft, Erstlingskindesdarbringung, Erbenaufziehung, Mutterfolge und Neffenrecht, Totemismus, Leichenmahlzeiten, Wettspiele und was sonst noch Alles findet in diesem Vorstellungskreise theils seinen Ursprung, theils doch seine höhere Weihe. Was die Fortbewegung zu höheren Entwickelungsformen der Bildung bewirkt, das ist vor Allem das unaufhaltsam sich steigernde Bedürfniß vervollkommneter Lebensfürsorge, die so die Bedeutung des vornehmlichsten Inhaltes der Culturgeschichte gewinnt und endlich an Stelle der gespenstisch nebelhaften Spukgestalten des Seelenglaubens die scharfumrissenen Begriffe streng gesetzmäßiger Wissenschaft setzt. Aber dieser durch

die Jahrtausende sich hinziehende Kampf hat bis heute nicht mit einem klippen und klaren Siege des Lichtes geendet. Wenn irgendwo, so gilt hier die historische Compatibilität, d. h. die Fähigkeit, Entwickelungsformen, die sich streng genommen gegenseitig ausschließen, neben und mit einander fortbestehen zu lassen und eine Diagonale herzustellen zwischen den rückwärtsziehenden Kräften der Vergangenheit und den vorwärtstreibenden der Gegenwart. Die Vererbung spielt hier eine kaum genügend hoch anzuschlagende Rolle, und die Geisterfurcht, die ungezählte Jahrhunderte lang in das Gehirn unserer Vorfahren ihre Furchen eingegraben hat, zittert heute noch nach in dem Nervensystem selbst des Hochgebildeten, der sich Nachts zwischen 12 und 1 Uhr nur mit Ueberwindung über den Kirchhof getraut.

Doch was ist denn nun, näher betrachtet, jenes geheimnißvolle, in seiner schier unbeschränkt scheinenden Wirkungsfähigkeit so grausige Wesen, das der Urmensch Seele nennt? In unserer Sprache ausgedrückt ist es ein dem Tiefstand seiner geistigen Fähigkeiten und der Enge seines geistigen Gesichtsfeldes entsprechend mangelhafter, innerhalb dieser Voraussetzungen jedoch völlig logischer Versuch, sich das Grundverhältniß aller Dinge, nämlich das von Ursache und Wirkung, vorstellig zu machen. Es liegt auf der Hand, daß der sogenannte Wilde als dessen Träger nicht wie wir abstrakte Kräfte annimmt, sondern daß er sie sich nach Analogie seiner eigenen Thätigkeit denken wird als persönliche Wesenheiten. Da er an ihnen ferner einen grobsinnlichen, mit Knochengerüst und Fleischauskleidung versehenen Leib nicht wahrnimmt, was kann näher liegen, als ihnen die Beschaffenheit von Geistern, Gespenstern oder wie man diese eigenartigen Gesellen sonst heißen will, zuzuschreiben? Wollen wir ihm auf den krausen Pfaden seines Denkens folgen, so thun wir gut daran, von unserer gegenwärtigen, durch Philosophie und vor allem Naturwissenschaft durch und durch erfüllten

Betrachtungsweise möglichst abzusehen. Diese legt bei der Bestimmung des Seelenbegriffes den Hauptnachdruck auf die positive Seite des Problems, d. h. auf die Erklärung der Erscheinungen des Lebens, und versteht unter der Seele entweder die den Leib bewegende Macht oder aber die aus dem Zusammenfluß seiner Theilkräfte sich zusammensetzende Gesammtkraft. Ganz anders der sogenannte Urmensch! Er nimmt, dem Kinde gleich, wie seine ganze Umgebung in Natur und Gesellschaft, so auch sein Leben und Dasein als etwas durchaus Selbstverständliches und Gegebenes einfach hin. Die Aeußerung seines philosophischen Triebes, das Sichverwundern, beginnt vielmehr bei den Hemmungen und Unterbrechungen des gewöhnlichen Lebensverlaufes: Ekstase, Besessenheit, Krankheit, Ohnmacht, Traum, Tod sind für ihn die Ausgangspunkte seiner philosophischen Theorie. Was mag das sein, so fragt er sich, was im Traume in weitentlegene Fernen schwebt oder umgekehrt aus solchen zu ihm herantritt; was in der Ekstase in alle Himmel verzückt wird; was als feindselige Macht in ihn einfährt, sinnbethörend und markverzehrend; was in der Ohnmacht vorübergehend und im Tode für immer vom Leibe weicht? Mit der oben schon hervorgehobenen und sonst nur noch bei den allgemeinen Bestandtheilen unserer leiblichen und geistigen Wesensausrüstung angetroffenen Einhelligkeit geben die Stimmen der Völker hierauf den Bescheid: Der Mensch (aber auch das Thier oder der Gegenstand) ist nicht bloß einfach da, sondern mindestens zweifach, einmal als er selbst, sodann aber als sein eigener Doppelgänger in der Weise eines halbunstofflichen, ätherischen, rauch- und nebelartigen, schattenhaften Gebildes; so heißt bei den Algonkinindianern die Seele otahtschük (Schatten) wie bei den Griechen *σκιά* oder *εἴδωλον* und bei den Römern ümbrä. Hebräisch bedeutet näphäsch, rüach, neschämäh „Hauch", so gut wie das griechische *πνεῦμα* und *ψῡχή* oder das lateinische

ănĭmă, ănĭmŭs, spīrĭtŭs und das altindische ātman und prāna oder das deutsche Geist, das zu Gischt gehört und uns eine ganze Reihe von begrifflichen Entwickelungsstufen vorführt; man vergl. z. B. „ihr (d. h. Jairi Töchterleins) Geist kam wieder" bei Luther; „fliehen nicht meine Geister hin im Augenblicke, stürmend über meines Lebens Brücke?" bei Schiller; Nerven- und Lebensgeister, Haus-, Berg, Wasser-, Schutz-, Wahrsagergeist; das Geisterreich; der h. Geist; begeistern, vergeistert, entgeistert, wobei man sogleich erinnert wird an die ursprünglich ganz buchstäblich zu nehmenden Ausdrücke „außer sich gerathen oder sein" und „wieder zu sich kommen". Auch „Seele" hängt zusammen mit goth. sáivala, nhd. See.

Was den Sitz der Seele anbelangt, so sucht man ihn am häufigsten im Blute und in Folge dessen im Herzen; auch das Nierenfett erfreut sich einer gewissen Beliebtheit. Anmuthender berührt es uns schon, wenn das Auge bevorzugt wird als der Körpertheil, der am unmittelbarsten das Herrscheramt der Persönlichkeit zum Ausdruck bringt; auch die Griechen fanden u. A. in der Pupille (κόρη) den Sitz der Seele. Hat diese ihren leiblichen Aufenthalt verlassen, so ist die Vorstellung die, daß sie immer noch ein erkennbares Abbild ihres diesseitigen Trägers darstelle; damit hängt denn auch die Abneigung so vieler Stämme, unter denen insbesondere die Germanen bekannt sind, zusammen, den Siech- oder Strohtod zu sterben, weil die Geister nach diesem im Jenseits ebenfalls schwach und kraftlos sind. Uebrigens kann sich die Seele auch fetischistisch einkörpern in einen beliebigen Gegenstand der belebten oder unbelebten Natur. Gerne wird hierzu verwendet der Leib einer Schlange (unter deren Bild sich u. A. auch die Griechen sehr gerne Götter und Heroen dachten und die sie, höchst bezeichnend, wenn auch schon pragmatisirend, gelegentlich aus dem Rückenmark des Verstorbenen entstanden sein ließen), eines Schmetterlings, einer

Maus oder auch eines Vogels von der Eule bis zum Adler. Als Maus erscheint sie u. A. in einer Erzählung bei Paulus Diakonus, die als ein Musterbeispiel der ganzen Gattung angeführt sei: Der Frankenkönig Guntram ergötzte sich einmal mit seinem Knappen an einem sehr heißen Tage auf einem der Mittelgebirge Frankreichs an den Freuden der Jagd. Ermattet legte er sich um die Mittagsstunde unter einem Baume nieder und schlief ein. Da gewahrte der Knappe, wie sich plötzlich der Mund seines Herrn öffnete und ein Mäuschen daraus hervorsprang, das davonhüpfte, bis es an den in der Nähe vorüberfließenden Bach kam. Aengstlich irrte es an diesem hin und her, bis der Jüngling sein Schwert nahm und dieses quer über das Wasser legte. Darauf überschritt das Thierchen die Wellen und verschwand rasch in dem gegenüberliegenden Berge. Nach einiger Zeit kehrte es auf dem vorigen Wege in den Mund des Königs zurück. Guntram erwachte und erzählte dem Knappen, es habe ihm geträumt, er wolle über einen Bach schreiten. Darüber habe anfänglich keine Brücke geführt, dann aber sei plötzlich eine solche erschienen, und zwar aus Eisen. Diese habe er benützt. Drüben angelangt, sei er in einen Berg gegangen, in dem es von Geschmeide und Edelgestein nur so geblitzt habe.

Hier ist die Seele also wiedergekehrt. Aber was geschieht mit ihr, wenn sie, wie so oft, wegbleibt, d. h. im Tode? Wo hält sie sich nach diesem auf? Hierauf giebt es verschiedene Antworten: entweder bleibt sie beim Leichnam selbst oder schwebt sie um das Grab oder kehrt sie, nach einer bei den „Wilden" ganz gewöhnlichen Annahme, bei einem anderen Lebewesen, etwa einem Kinde ein (bei dessen Geburt dann die Eltern, die Wiederkunft eines Vorfahren ahnend, nur sprechen: „Bist du da?"), oder aber geht sie an einen wesentlich anderen Ort als bisher; es mag das ein Stern sein oder die Milchstraße, die mehrfach der „Weg der Seelen" heißt. Sehr ent-

wickelt ist im Besonderen die Vorstellung von gemeinsamen Aufenthaltsörtern der „Väter, Seligen, Wackeren, Mehreren, Vielen“ oder wie sie sonst mit einer diesem Gebiete eigenartigen Mischung von Grauen und Zuneigung benannt sein mögen. Entsprechend dem Laufe der Sonne übers Meer denkt man sich das Land der Verstorbenen gern im Westen, und zwar wiederum mit Vorliebe als Todteninsel; den stimmungsvoll schwermüthigen Zauber solcher Anschauung kann man sich nach Böcklin's bekanntem gleichnamigem Bilde leicht vergegenwärtigen. Vielfach ist dieser Sammelplatz der Abgeschiedenen unter die Erde hinabgesunken oder, wenigstens theilweise, in die lichten Räume des Himmels erhöht worden. Ueber das Leben, das sie dort führen, hat man im Wesentlichen zwei oder drei Lehren aufgestellt; nach der niedereren Culturstufen entsprechenden Fortsetzungstheorie ist das jenseitige Dasein nur eine, wenn auch nicht selten, verklärte Weiterführung des diesseitigen, wobei der Jäger unerschöpfliche Jagdgründe, der Fischer nicht auszuangelnde Gewässer, der Ackerbauer immer tragende Fluren antrifft. Etwas höher steht die Scheidungslehre, wonach zwei Oerter getrennt werden, einer für die Bevorzugten und einer für die Masse: jene gelangen in ein oft auch bei gar nicht hochstehenden Völkern mit wirklich dichterischer Phantasie ausgeschmücktes Paradies, diese sinken in ein düsteres Schattenreich. Die Gesichtspunkte, wonach die Scheidung erfolgt, sind dabei noch nicht sittlicher Art im strengen Sinn: hohe Stellung, kräftige Rache an Feinden, vielleicht auch noch fleißiges Arbeiten und Sterben im Wochenbett bewirkt das Eingehen in die bessere Welt. Erst bei den Culturvölkern, wie besonders bei den Aegyptern, den Indern u. A. findet sich die letzte und höchste Stufe, die der Vergeltungslehre, wonach dort belohnt oder bestraft wird, was hier Gutes oder Böses gethan worden ist. Ein all' diesen Vorstellungen gemeinsamer Zug ist die ausgeprägte Neigung,

den Weg ins Jenseits mit allerlei Schreckniſſen in Form von lebensgefährlichen Brücken oder lauernden Ungethümen auszuſtatten. Nach dieſer Urweltslogik kann die Seele den „zweiten Tod“ ſterben und damit erſt für immer ausgetilgt werden. So haben nach einer indiſchen Erzählung die Todten ein breites Gewäſſer zu durchwandeln; die Böſen kommen in eine entſetzliche Hölle, in deren Ausmalung ſich die ſpätere Mythologie gar nicht genug thun konnte. Nach der Edda brauchte man neun Tage und neun Nächte, um nordwärts nach Niflheim (Nebelheim) zu gelangen. Es ging durch tiefe Thäler und über die hoch im Winde ſchwankende, an die Tſchinwatbrücke der Iranier erinnernde Gjallarbrücke. Ein Hund mit blutbefleckter Bruſt und klaffendem Rachen bewacht, wie in Indien, den Eingang zu Hel, deren Reich freilich keine Hölle iſt, ſondern wohin Alle, Alle kommen, ſelbſt Baldr und Brynhild; ausgenommen ſind nur die den Schlachtentod geſtorben und von den herrlichen Schlachtenjungfrauen, den Walküren, zu den Freuden von Walhall emporgetragen ſind.

Soviel von den Vorſtellungen über das Geſchick der Seelen ſelbſt. Die andere, für die in ihnen befangenen Menſchen eher wichtigere Seite iſt ihr Verhältniß zu den Lebenden und umgekehrt. Hier iſt kurz zu bemerken, daß der Menſch niedererer Art in einem fortgeſetzten Zuſtande hochgeſpannter Geiſterfurcht lebt und auf Schritt und Tritt von dem Argwohn verfolgt wird, es möchte irgend woher eine geſpenſtiſche Fauſt in ſein Leben eingreifen und ſein zerbrechliches Glück in Scherben ſchlagen. Aus dieſen Vorausſetzungen zieht er die ſachgemäßen Folgerungen und dank ihnen wird ſein Daſein zu einer ununterbrochenen Kette von Begehungen, Bezauberungen, Bindungen, Löſungen der allermannigfaltigſten Art. Der Seelencult im weiteſten Umfange übt eine ausſchlaggebende Gewalt aus über ſeine Entſchlüſſe und Thaten und führt ihn gar nicht ſelten zu

Handlungen, die vom Standpunkte fortgeschrittener Vernunft aus völlig widersinnig und herzlos grausam erscheinen; hierher gehört z. B. der oft angetroffene Brauch, den Todten ihr gesammtes Besitzthum ins Grab zu geben. Dieser herrschte u. A. bei den Albanen im Kaukasus und hat sich von ihnen vielleicht bis zu den heute dort ansässigen Mingreliern fortgesetzt. Er bewirkt, daß die „todte Hand" jeden Fortschritt der Cultur unmöglich macht, eine äußerliche Folge, der sich die Chinesen dadurch entziehen, daß sie ihren aufs Gläubigste verehrten Ahnen an Stelle der wirklichen Gegenstände solche aus werthlosem Goldpapier zukommen lassen. Das z. B. bei den Skythen übliche, aber auch sonst sehr häufige Hinschlachten von Sklaven, Weibern, Pferden und sonstigen Thieren am Grabe kann einen doppelten Zweck haben: entweder den der Blutsättigung oder aber, und dies wird der überwiegende sein, der Versehung eines Mächtigen mit der nöthigen Bedienung im Jenseits. Jedenfalls zeigen all' diese Thatsachen, auf wie schwachen Füßen die Rousseau'sche Schwärmerei für die angeblich von der Cultur nicht angekränkelten „Naturvölker" steht und welche Verdienste sich das Christenthum erworben hat durch Bannung der Gespensterfurcht in dem beruhigenden Glauben an den Gott, der die Liebe ist und dem alle bösen Geister unterthan sein müssen, ebenso wie seinem Sohne, der von sich sagen durfte (Matth. 28, 18): „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden," und von dem der Geistesgewaltigste seiner Jünger, Paulus, rühmen konnte (Röm. 8, 38. 39): „Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthümer, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andre Creatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn." Wie sehr die Wissenschaft der Neuzeit dazu beigetragen hat, an die Stelle der dämonistischen Erklärung der Erscheinungen die physikalische zu setzen

und damit dem Animismus den Boden abzugraben, bedarf nur eines Wortes der Erwähnung, um Jedermann unmittelbar einzuleuchten.

II.

Bis in die neuere Zeit herein war es nicht eben gewöhnlich, auf die Volkskunde des klassischen Alterthums das Augenmerk zu richten. Die Beschäftigung mit seinem weit überwiegend hocharistokratischen und in den Bahnen höchster Kunstübung einherschreitenden Schriftthum, sowie die besonders seit dem Aufkommen des Neuhumanismus in unserer klassischen Litteraturperiode hervortretende Neigung, zumal im griechischen Volke die Vertretung der reinsten Menschlichkeit selbst zu erblicken und zu feiern, verhüllte dem Blicke die doch immerhin recht bedeutende Anzahl von Spuren des Zusammenhanges mit der Gefühls- und Gedankenwelt der Urzeit (auf den sehr entschieden, wenngleich kaum übertrieben, ganz vor Kurzem hingewiesen hat Fr. M. Fels in einer lesenswerthen Besprechung von J. Burckhardt's Gr. Kulturgesch. I, II im 9. Hefte der Deutsch. Rundsch. 1899, 225—231). Aber der Wirklichkeitssinn unserer Zeit, befruchtet ebenso durch die ethnologische Forschung wie unterstützt durch die zahllosen, einen Einblick gerade in das Leben der niedereren Schichten gewährenden Funde an Inschriften und Papyri, hat dann doch dazu geführt, daß man mehr und mehr dem Pulsschlage der griechischen Volksseele lauschen und sich immer feiner nachfühlend hineinversetzen lernte in ihre eigentlichsten Triebkräfte. Nachdem schon Ethnologen wie Spencer, Tylor, Lippert und Folkloristen wie Mannhardt, R. Köhler u. A. mehr im Vorübergehen auf die uns hier bewegenden Fragen hingewiesen hatten, ist es vornehmlich den geistvollen Untersuchungen eines der hervorragendsten neueren Vertreter der klassischen Philologie, E. Rohde, zu danken gewesen, daß wir heute hinausgekommen

sind über die schon lange mit Erfolg gepflegte griechische Mythologie und glückverheißende Ansätze zur Erkenntniß der griechischen Religion gemacht haben; diese beiden Gebiete stehen sich so nahe und so ferne, wie in dem uns geläufigen Kreise etwa die Legende und der Glaube.

Schon eine rein sprachliche Betrachtung führt uns dazu, in der griechischen Religion einen Rückstand animistischer Anschauungen zu bemerken. Es ist das Wort für Gott, θεός. Dieses hat Nichts zu thun mit lat. dĕus, dīvus ai. dêvas, wie man früher so gerne annahm, sondern gehört höchst bezeichnender Weise zu dem mhd. ge-twās, Geist, Gespenst, und mit diesem zusammen weiterhin zu dem litthauischen dvãsė, Athem, Geist, Gespenst, versetzt uns also mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit hinein in die uns aus dem Vorangehenden so wohlbekannte Umgebung. Es führt uns weit zurück in eine Zeit, wo die später so hocherhabenen Bewohner des lichtstrahlenden Olymp noch in einem, sei es wie auch immer gearteten Zusammenhang mit den nicht eben durchaus hocharistokratischen Seelen der Todten gestanden haben müssen. Die Durchforschung dessen, was uns das Griechenthum an geistigen Erzeugnissen hinterlassen hat, bestätigt den Eindruck, daß diese, wie überall in der Welt, so auch in Hellas dereinst in Macht und Ehren gestanden haben.

Freilich das erste Zeugniß griechischer Bildung, die homerischen Gedichte, scheinen dem zu widersprechen. „Homer ... kennt keine Wirkung der Psychen auf das Reich des Sichtbaren, daher auch kaum irgend einen Cult derselben" (Rohde, Psyche S. 9). Der Leib des Abgeschiedenen wird durch Feuer vernichtet, die Seele (ψῡχή), die bei Homer ebensowenig wie bei den Wilden (s. o.) mit dem Lebensprincip zusammenfällt, in diesem Sinne vielmehr durch den θῡμός ersetzt wird und an sich eben nur den oben geschilderten Doppel-

gänger, das „zweite Ich" darstellt, wird dadurch zwar nicht mitzerstört, aber hinabgebannt in das in den Tiefen der Erde im äußersten Westen beim Okeanos gedachte, dunkle, modrige Reich des „verhaßten" Hades, des „starken Pförtners", das er mit Persephoneia beherrscht, das der „Hund" (Kerbĕros) bewacht, wo die schrecklichen Flüsse Achĕron, Pyriphlegĕthon, Kokȳtos und ihr aller Mutterstrom Styx fließen und wo die Seelen als schwache Häupter Derer, die's überstanden haben *(ἀμενηνὰ κάρηνα καμόντων)*, schatten- und rauchgleich wie zirpende Nachteulen umherhuschen, ohne die Möglichkeit (als revenants) wiederzukommen und die oben Weilenden zu schrecken.

Aber tiefer dringende Forschung hat gezeigt, daß sich hier in der homerischen Zeit eine Umformung des Ursprünglichen vollzogen hat. Der Uebergang von der Leichenbeerdigung zum Leichenbrand; das durch die gewaltigen Erschütterungen der dorischen Wanderung bewirkte Abreißen der Verehrung der von den Auswanderern in der Heimath zurückgelassenen Ahnen; die durch die belebende Kraft der neuen Verhältnisse hervorgerufene Erweiterung des äußeren und inneren Gesichtskreises: all' das wirkte ebenso dem im Spukhaften und Unberechenbaren wurzelnden Seelenglauben entgegen, wie es das Aufkommen des Dienstes der olympischen Götter begünstigte. Ohne Zweifel hinausgehend über diese geistige Richtung des jonischen Volksstammes nach dem Jahre 1000 v. Chr., aber doch nicht in eigentlichem Gegensatz zu ihm und nicht gehemmt durch eine in Griechenland niemals vorhandene Dogmatik, schuf dann die Dichtung des höfischen Ritterthums damaliger Zeit vollends das System der großen Götter, die in ihrer strahlenden Klarheit so weit abliegen von dem unheimlichen Zauberwesen des Animismus, und gelangte in dem höheren Begriffe des Schicksals *(Moῖρα)* bereits schon zu der Ahnung eines großen Weltzusammenhanges, wie ihn die titanenhaften Lehrgebäude der gewaltigen Vor-

sokratiker, besonders Heraklit's, alsbald philosophisch gefaßt haben und wie er der Willkür der Einwirkung von Gespenstern aufs schärfste widerspricht.

Daß der Glaube an diese auch unter Griechen zum Grundbesitzthum der Volksseele gehörte, das nachgewiesen zu haben ist das glänzende Verdienst von Erwin Rohde. Danach ist Homer eben nicht, wie bisher angenommen wurde, der Vertreter der ältesten Stufe griechischer Cultur, sondern er hebt sich von dieser wie von einem zurückliegenden Hintergrunde selbst schon sehr bemerkbar ab. Das zeigen nicht bloß die für die Kunde des Alterthums unschätzbaren Ausgrabungen Schliemann's: sie haben ergeben, daß in der vor der homerischen liegenden sogenannten mykenischen Epoche die Leichen nicht wie bei Homer verbrannt, sondern großentheils in prächtigen, in ihrem Zweck unmittelbar an die Pyramiden erinnernden Bauten unter Mitgabe überaus werthvoller Kostbarkeiten beigesetzt wurden. Auch hat man unverkennbare Spuren von Brandopfern gefunden, ja, mehr als dies: wie die Kongoneger lange Röhren in die Gräber stecken, um den darin ruhenden Todten erquickende Spenden an Flüssigkeit zukommen zu lassen, besonders an Rum, den sie selbst leidenschaftlich lieben und darum auch als Lieblingsgetränk der Abgeschiedenen voraussetzen, so ist auf einem der vorhistorischen Gräber in Mykenä ein ausgehöhlter, runder, unmittelbar auf die Erde aufgesetzter, also wie eine Röhre zum unmittelbaren Hinabrieselnlassen des Blickes zugerichteter Altar entdeckt worden. Pausan. X, 4, 7 berichtet uns völlig entsprechend, daß die Phoker, „Opferthiere herbeiführend, das Blut durch ein Loch in das Grab eingießen."

Aber, was noch viel schlagender ist: bei Homer finden sich, entsprechend dem oben geschilderten Compatibilitätsgesetz, redende Ueberlebsel (Rudimente) solchen Brauches selbst noch. Gar nicht selten ist die Rede von dem κτέρεα κτερείζειν, „Eigenthum eignen",

d. h. dem Mitgeben der Habe oder eines Theiles der Habe ins Grab, wodurch das Wiederkommen verhindert werden sollte, also derselbe Zweck erreicht wurde, wie nach sozusagen orthodoxer homerischer Theologie durch das Verbrennen des Todten. („Denn ich werde nicht mehr wiederkehren aus des Hades Hause, wenn ihr mich des Feuers theilhaftig gemacht haben werdet," Il. XXIII, 75 f.; V. 65 heißt es ganz im Stile der Psychologie der Naturvölker: „Herbei kam die Seele des armen Patroklos, in Allem ihm selbst — d. h. seinem Urbild bei Lebzeiten — an Größe sowohl als an den schönen Augen gleichend und an Stimme, und mit solchen Kleidern war er angethan am Leibe.") Wenn übrigens die Habe mitverbrannt wird, so haben wir hier wiederum eine Ausgleichung zweier Anschauungen, von denen genau genommen die eine die andere ausschließt: denn entweder schrieb man der Seele noch Bewußtsein und Wirkungsfähigkeit zu, dann mußte man ihr die Besitzthümer unverbrannt überlassen, oder man benahm ihr solche Kraft durch die Feuerzerstörung des Leibes, dann hatte es eigentlich keinen Sinn mehr, ihr etwas nachfolgen zu lassen, jedenfalls nicht auf dem Boden der homerischen Anschauung von der vernichtenden Thätigkeit der Flamme. Derselbe Einwand trifft den Rath, den Kirke dem Odysseus giebt (Od. 10, 521 ff.), er solle den „schwachen Häuptern der Todten" geloben, eine unfruchtbare Kuh zu opfern und einen Scheiterhaufen zu füllen mit „Gutem", was der Held dann auch (Od. 11, 29 ff.) wirklich thut. Auch die Erzählung von den drei „Büßern" Tityos, Tantalos und Sisyphos (Od. 11, 576 ff.), ebenso wie die von der Pein der Meineidigen im Jenseits (Il. 19, 259, „Erinyen, die unter der Erde hin die Menschen bestrafen, wer immer einen Meineid schwört") und die von dem „dreimaligen Abrufe" der Seelen der im Streit mit den Kikonen Gefallenen (Od. 9, 63 ff.) stammen aus der, homerischer Lehre vorangehender, Volksanschauung; der letztere

Brauch im Besonderen bezweckt das Mitnehmen der Seelen in die Heimath, wo man ihr ein Kenotaph errichtet und ihr das „Eigenthum eignet" (Od. I, 291), während Homer freilich rationalisirend erklärt, daß solches Denkmal dazu diene (Od. IV, 584), „daß unverlöschlich der Ruhm sei".

All' dies aber tritt weit zurück hinter der Schilderung von den Vornahmen bei der Bestattung des Patroklos (Ilias XIII), die wie der Rest einer dunklen Wolke hereinragt in die lichte Welt der epischen Dichtung und der man das Widerstreben des Dichters abzufühlen glaubt: Achilleus fordert zunächst die Genossen auf, die Rosse nicht von den Wagen zu schirren, sondern mit ihnen näher hinzutretend den Patróklos zu beweinen; das erinnert unwillkürlich an die Sitte, die auch in Deutschland einheimisch ist, wenn der Hausherr gestorben ist, dies nicht bloß den Bienen, sondern sogar den leblosen Besitzthümern des Verstorbenen anzusagen. Wenn es dann heißt: „denn das ist die Ehrung der Todten," so ist zu beachten, daß diese nicht nur, wie heute, einer Forderung des Gefühles entspricht, sondern ursprünglich aus abergläubischer Scheu fließt. Dreimal umziehen die Achäer hierauf mit den Rossen weinend den Leichnam. Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß auch bei den Ariern die Drei- (und Neun-)Zahl eine besondere Rolle spielt in allem Zauberwesen; die Thränen aber sind wiederum nicht einseitig nur eine Aeußerung der „Sehnsucht nach dem männlichen Kämpen", sondern ihr Erguß soll dem Todten wohlthun, ebenso wie die „reichliche Klage". Mit den Worten „Freue dich, Patroklos, auch in der Behausung des Hades; denn Alles, was ich dir gelobt, will ich dir leisten, nämlich, daß ich den Hektor hierher schleifend den Hunden geben werde zum Rohfraß und daß ich vor dem Scheiterhaufen zwölf stattlichen Kindern der Troer die Kehle abschneiden werde, über deine Tödtung grollend," zeigt Achilleus

daß er hier, noch mitten drinstehend in grauser Urweltsanschauung, dem gestorbenen Fürsten eine glänzende Schaar auserwählter Diener hinabsenden will, ebenso wie, daß er überzeugt ist von dessen Fähigkeit, ihm erwiesene Gutthaten voll zu empfinden. Auf die Blutsättigung *(αἱμαχουρία)* sodann weist es, wenn Patroklos bei dem nun folgenden Mahle selbst anwesend gedacht wird: „Jener drauf gab köstlichen Schmaus der Begräbniß: Viele der muthigen Stier' umröchelten blutend das Eisen, Abgewürgt, auch viele der Schaf' und meckernden Ziegen; Viel weißzahnige Schweine zugleich, voll blühenden Fettes Sengeten sie ausstreckend in lodernder Gluth des Hephästos; Und rings strömte Blut, mit Schalen geschöpft, um den Leichnam." Das zur Reinigung von dem Opferschmutz ihm dargebotene Wasser lehnt Achilleus ab; auch es hat rituelle Bedeutung und ruft uns ähnliche Uebungen, wie das Bestreuen des Körpers mit Asche u. s. w., ins Gedächtniß. Der Dichter freilich, auch hier den entsetzlichen Brauch der Vorfahren in's Vernünftig-Menschliche umbiegend, und auf der Schwelle zweier Zeiten stehend, führt dies zurück auf den Gram, der ihm nie mehr so heftig das Herz durchdringen werde. Auch in der nun folgenden beweglichen Mahnung des im Traume ihm erscheinenden Freundes, ihn endlich mit Feuer zu bestatten, weil sonst die anderen Seelen ihn nicht hinüberließen über den Unterweltsstrom in das weitthorige Haus des Hades, erkennen wir nach dem oben Ausgeführten den Fortschritt aufgeklärter homerischer Theologie, die, nachdem das Schattenbild vergeblich von ihm umarmt, unter die Erde zurückgesunken ist, einen beinahe dogmatisch genauen Ausdruck findet in den Worten (V. 103 f.): „O wehe, wahrlich, so giebt's also auch in des Hades Behausung eine Seele und ein Schattenbild, aber Besinnung ist ganz und gar nicht darinnen," Worten, deren Voraussetzung, genau genommen, dem grausigen Todtenopfer den Grund unter den Füßen

wegzieht und zu denen in völligem Gegensatz stehen Stellen, wie Ilias 24, 591 ff.: „Nicht grolle mir, Patroklos, wenn du erfahren wirst, obschon du im Hades bist, daß ich den göttlichen Hektor seinem lieben Vater losgab," oder in der im Allgemeinen mit echt homerischer Anschauung übereinstimmenden, aber in Manchem doch wiederum über sie hinausgreifenden „Nekyia", Odyssee X (V. 491 ff.): Teiresias, „dessen Besinnung unversehrt ist, dem hat auch als Todtem Verstand verliehen Persephoneia, so daß er allein Geist hat, die Anderen aber schweben als Schatten." Auf dem Boden alten Seelencultes steht auch, was wir Il. 23, 135 lesen: „Und mit Haaren bedeckten sie ganz den Leichnam, die sie auf ihn warfen, nachdem sie sich diese abgeschoren": das Haaropfer findet sich auch in anderen Völkerkreisen nicht selten. V. 140 ff. tragen solches Gepräge noch deutlicher an sich: Achilleus schor sich das blonde Haupthaar ab, von dem sein Vater Peleus dem Flußgotte Spercheios gelobt hatte für den Fall glücklicher Heimkehr des Sohnes, er wolle es scheeren und darbringen eine heilige Hekatombe, 50 unverschnittene Schafe aber werde er dabei ebendort opfern in die Quellen, wo ja ein Hain ist und ein dampfender Altar. Nun aber, da ich nicht heimkehren werde zum heimischen Lande, möcht' ich dem Patroklos, dem Helden, das Haar widmen, es mit sich zu nehmen." Und nun kommt der Höhepunkt des ganzen Greuels 164 ff.: Sie „häuften die Waldung, bauend das Todtengerüst, je hundert Fuß ins Gevierte, Legten dann auf die Höhe den Leichnam, trauriges Herzens, Viele gemästete Schaf' und viel schwerwandelndes Hornvieh Zogen sie ab am Gerüst und bestellten sie; aber von allen Nahm er das Fett und bedeckte den Freund, der edle (!) Achilleus, Ganz vom Haupt zu den Füßen; die abgezogenen Leiber Häuft' er umher; auch Krüge voll Honiges stellt' er und Oeles, Gegen das Bett

anlehnend; und vier hochhalsige Rosse Warf er mit großer Gewalt auf das Todtengerüst, laut ächzend. Neun der häuslichen Hund' ernährt' er am Tische, der Herrscher; Deren auch warf er zween, die er schlachtet', auf das Gerüst hin. Auch zwölf tapfere Söhne der edelmüthigen Troer, die mit dem Erz er gewürgt; denn schreckliche Thaten ersann er." Ausklingend heißt es V. 218 ff.: „Der schnelle Achilleus schöpfte die ganze Nacht, in der Hand den doppelten Becher, Wein aus goldenem Krug, und feuchtete sprengend den Boden, Stets die Seele anrufend des jammervollen Patroklos." Nachdem dann die Aschenreste, umhüllt mit glänzendem Fett, in goldner Urne geborgen sind, veranstaltet der Held die Kampfspiele (ἀγῶνας), deren reizvoll abwechselnde und dramatisch spannende, in echt hellenische Helle getauchte Schilderung uns aufathmen läßt von dem Graus des vorangehenden dunklen Bildes: Der mit den Gedankengängen animistischer Psychologie Vertraute freilich läßt sich durch dieses, man möchte sagen echt weltliche Gemälde ebensowenig wie durch den Mangel der Herstellung eines äußeren Zusammenhanges über die Thatsache hinwegtäuschen, daß der innere einmal um so fester in dem Umstande gegeben war, daß auch die Leichenspiele anfänglich ein sehr wesentlicher Bestandtheil der Seelenlabe waren, die man fürstlichen Todten weihte. Im Vorübergehen sei daran erinnert, daß Alexander der Große bei den in's Riesenhafte gesteigerten Darbringungen für die Leiche seines Hephästion auch in diesem Stück sein homerisches Vorbild bis auf große Kampfspiele getreulich nachgeahmt hat, wie dies Arrian Anabasis VII, 14, 4 ausdrücklich bemerkt: „Und daß sich Alexander dem Todten zu Ehren das Haar geschoren habe, halte ich nicht für unwahrscheinlich, besonders im Hinblick auf sein Bestreben, es dem Achilleus nachzuthun, zu dem er von Jugend auf in einem Verhältnisse des Wetteifers stand."

Fassen wir das Ergebniß der bisherigen Darlegungen kurz

zusammen, so sehen wir, daß bei Homer zwar nicht unerhebliche Ueberbleibsel volksthümlich animistischer Anschauung geblieben sind, im Ganzen aber an ihre Stelle eine aufgeklärtere Auffassung getreten ist, wonach die Seelen nach Verbrennung des Leibes in das festverschlossene und spukhaftem Treiben einen unzerbrechlichen Riegel vorschiebende Reich des Hades gebannt werden, auch deshalb unfähig, auf die Welt des Lichtes einzuwirken, weil sie ohne Besinnung sind. Doch bedarf diese Lehre noch einer Ergänzung: Besonderen Günstlingen der Götter (nicht sittlich hervorragenden Menschen, für die Homer im Allgemeinen ebensowenig eine jenseitige Belohnung kennt, wie für die „Bösen" eine Strafe) ist es vergönnt, auf dem Wege der Entrückung, d. h. ohne Trennung von Körper und Geist, also bei Leibesleben (nicht etwa in seliger Unsterblichkeit der Seele!) versetzt zu werden in das Land der „Hinkunft" (Ἠλύσιον) im äußersten Westen am Okeanos, so wie Ganymed in den Olymp entführt wird von der Windsbraut (ἄελλα: ihre enge Zusammengehörigkeit mit dem Seelenglauben zeigen uns ebenso die altindischen Wind- und Seelengeister, die Maruts, wie Wodans wildes Heer). Nun wird uns der Olymp in ganz ähnlichen Farben geschildert wie das Elysion. Von ihm heißt es (Od. IV, 566 ff.): „Nie ist da Schnee, nie Winter und Sturm noch strömender Regen, sondern es läßt aufsteigen der West leicht athmenden Anhauch Immer Okeanos dort, daß er Kühlung bringe den Menschen." Entsprechend lesen wir Od. VI, 41 ff.: „Athene ging fort zum Olymp, wo sie sagen, daß der Göttersitz nichtwankend immer sei. Weder von Winden wird er erschüttert, noch je von Regen benetzt, noch naht sich Schnee, sondern gar heitre Luft ist gebreitet, wolkenlos und licht läuft drüber der Glanz hin; darin ergötzen sich die seligen Götter alle Tage." Es liegt auf der Hand, daß dem Dichter diese Töne aus der Quelle der, wie allenthalben auf Erden, so

auch bei den Griechen, auftretenden Volkssehnsucht nach dem Paradiese zugeflossen sind. Es ist das höchst anziehende Gebiet der Wunschländer, dem wir uns hiermit nähern, das im Alterthum immer wieder utopische Phantasien wachgerufen hat und bei dem ein bezeichnender Zug ist die Uebereinstimmung des als ein Eden gedachten Ursprungsortes der Menschheit mit ihrem endlichen Landungsport. Unendlich oft klingen auch bei den Hellenen Töne wieder, wie in dem indischen hohen Liede der Paradiessehnsucht im Rigvêda: „Wo der Sonnenglanz wohnt, dorthin bringe mich in die unsterbliche, unverletzliche Welt! Wo Yama als König gebietet, wo das Innerste des Himmels ist, wo die großen Wasser wohnen, wo Wunsch und Sehnsucht verweilen, wo Seligkeit und Genüge ist, wo Fröhlichkeit und Freude, wo Lust und Entzücken herrscht, o, dort laß mich unsterblich sein!“ Selbst ein so schwerblüthiger, von des Gedankens Bläße so stark angekränkelter Dichter wie Euripides findet da, wo er die Wonnen dieses Ortes schildert, Worte von hinreißendem Zauber und wie Gold strahlende Bildlichkeit des Ausdruckes, Hippolytos 732 ff. (übersetzt von Willamowitz): „O wär' ich von hinnen; O, daß mich die Schatten Der Wolken umfingen, Ein Gott mich befiedert Den Schaaren der Vögel Des Himmels gesellte! Dann schwäng' ich mich über Die wogende Salzfluth Zu Adrias Küsten, Eridanos Strudel, Wo Helios' Töchter um Phaëthon klagen; Es rinnen die Thränen der Mädchen zum Meere, Gerinnen zu gleißendem Bernstein; Zum Garten der Götter der Flug mir gelänge, Wo menschlichen Schiffern Der Alte der Tiefe zu fahren verwehrt, Wo Atlas die Grenzen des Himmels behütet Und Hesperos' Töchter Die güldenen Aepfel. Da steht der Palast, wo der König der Götter Die Hochzeit begangen, Da sprudelt der Nektar, Da spendet die Erde, die ew'ge, den Göttern Die Speise des seligen Lebens.“ Es ist das im Grunde nichts Anderes, als das allbekannte Reich

der Hesperiden; all' diese „Aethiopenländer" sind eingetaucht in weiß und roth, in strahlendes Licht (vergl. auch die Namen *Ἀνχία* und *Φοινίκη*); stets handelt es sich in letzter Linie um den Sonnengarten der hellenischen Volksphantasie, zu dem allabendlich Helios zur Ruhe seine Rosse lenkt und wohin die Seelen entschweben. Der ganze herzbrechende Jammer der Zustände im letzten halben Jahrhundert der römischen Republik tritt uns in dem romantischen Entschlusse des von Meer zu Meer gehetzten, überall von den Netzen gemeinen Verrathes umschlungenen und von dem Getriebe der nacktesten Selbstsucht rings um ihn her in tiefster Seele angewiderten Sertorius entgegen, wenn wir noch bei Plut. Sert. 8 lesen: „An der Mündung des Guadalquivir *(Βαῖτις)* ins atlantische Meer trafen auf ihn einige Schiffer, die kürzlich von den atlantischen Inseln zurückgefahren waren, deren es zwei sind, durch einen ganz schmalen Sund geschieden; sie sind tausend Stadien (25 deutsche Meilen) von Afrika entfernt und heißen die der Seligen. Indem sie sich mäßiger Regengüsse selten erfreuen, meistens aber linder und thauspendender Winde, gewähren sie nicht nur ein Land zum Pflügen und Pflanzen, gut und fett, sondern bringen auch selbstwachsende Frucht, genügend an Menge und Süßigkeit, um zu nähren ein ohne Mühen und Geschäfte der Ruhe pflegendes Volk. Das Klima, das auf der Insel herrscht, ist sonder Beschwer in Folge der Mischung der Jahreszeiten und die Milde des Wechsels. Denn die von uns zu Lande nach außen wegwehenden Nord- und Ostwinde fallen in Folge der weiten Entfernung hinaus auf einen unendlichen Raum und zerstreuen und verlieren sich so, indem dann aber zur See Winde von Ost und West das Eiland umgeben, sanfte und vereinzelte Regenfälle herbeiführend, das Meiste aber durch sonnig-feuchte Luftströmungen erfrischend, nähren sie es stille, so daß bis zu den Barbaren der feste Glaube gedrungen ist, ebendort sei das

elysische Gefilde und die Behausung der Seligen, die Homer besungen hat." In ganz ähnlichem Tone ist die über das Verderben der Gegenwart zürnende und den Rest der Guten zu schleuniger Auswanderung in jenes Land der Wonne und der Unverdorbenheit auffordernde sechzehnte Epode des Horaz gehalten. Zu einem nach seiner Art übertreibenden Gesammtbilde hat all' diese Züge verwoben der Spötter Lucian in seinen „Wahren Geschichten" und in den Briefen an Kronos, den fabelhaften Beherrscher des Schlaraffenlandes. Wie wir sagen, es führe Jemand, dem es besonders gut geht, ein „Leben, wie Gott in Frankreich", so meinten die Griechen, er „lebe das Leben des Kronos", dem die Römer ihren Saturn gleichsetzten und dessen Fest, die Saturnalien, in der Ausgestaltung des Weihnachtsfestes seine Spuren zurückgelassen hat.

III.

Aber die griechische Volksphantasie ist nicht nur diese erfreulichen Pfade märchenhaft heiterer Vorstellungen gewandelt. Sie hat sich als Gegenstück auch einen Raum ausgedacht, der zwar nicht unmittelbar mit der christlichen Hölle verglichen werden darf, weil ihm ausgesprochene Anklänge an Strafe und Buße fehlen, der aber doch ganz anders als dann bei Homer ein Ort empfundenen Grauens ist. Da treffen wir den Hund Kerberos, der ursprünglich nicht bloß, wie bei Homer, der Pförtner der Unterwelt ist, sondern die greulich-schreckliche, Alles verschlingende Erdtiefe selbst, wie es noch spät von Peirithōos heißt, der die Persephŏne rauben wollte, er sei dafür vom Kerberos aufgefressen worden. Da ist auch Thanātos, der Herr Tod in höchst eigener Person, schwarz gekleidet, in der Nähe eines Grabhügels trinkend vom Opfer. Hades erscheint nicht, wie bei dem aristokratischen Epiker, als würdevoller Herrscher, sondern als einer, den es gelüstet, selber

Kinder zu verschlingen; einer aus seiner Umgebung heißt in komischem Zerrbild sein „Tischgenoß oder Zechbruder oder Brotbettler, des Hades Schmarotzer, der einen unersättlichen Bauch hat". Eine gemalte Verkörperung haben diese Vorstellungen gefunden in dem berühmten Bilde Polygnots (VI. Jahrhundert v. Chr.) in der Halle der Knidier zu Delphi (Pausan. 10, 28, 7): „Ein Dämon von denen im Hades, behaupten die delphischen Fremdenführer, sei Eurynómos („der Weithinwalter", eine durchsichtige Anspielung auf den Tod!) und daß er das Fleisch rings abfresse von den Todten, ihnen nur die Knochen lassend. Seine Farbe steht in der Mitte zwischen Stahlblau und Schwarz, wie auch von den Mücken die sind, die sich an die Fleischstücke setzen (d. h. die Schmeißfliegen), die Zähne läßt er sehen, und während er sitzt, ist ihm ein Geierfell untergebreitet." Auch Charon war hier zu schauen, der Todtenferge, für den man dem Verschiedenen einen Obolos oder zwei (13 oder 26 Pfg.) oder Dareikos (15,72 Mk.) in den Mund legte (außer in Hermióne, wo man sich mit der Unterwelt unmittelbar durch einen Höllenabstieg verbunden glaubte) als Lohn der Ueberfahrt, wie man späterhin wissen wollte, anfänglich aber wohl als letzten Rest stellvertretender Lösung für die Hingabe des ganzen Besitzthums an die Unterwelt, wie auch in deutschem Aberglauben; im etruriſchen Hammerschmetterer Charon und im neugriechischen Charos oder Charontas hat sich diese Nebenfigur zum Todesgott in vollster Bedeutung emporgedient. Besinnungraubende Schreckgestalten der Kinderstube, wie Mormo, Baubo, Gello, Lamia, Empusa seien hier genannt. Ihnen reihen sich an Gorgo, Medusa, Chimaira, Keren, Harpyien, Sirenen, Sphinxe, Erinyen und wie das ganze unheimliche Heer weiter heißt; es sind lauter im Animismus wurzelnde Erscheinungen von theils mehr marenhaftem, theils mehr vampyristischem Gepräge. Die Leiterin dieses ganzen

Spukes ist Hekäte. Sie stand mit dem unholdem Treiben günstigen Monde in Verbindung und wurde an den Sammelplätzen der Geister, den Dreiwegen, verehrt (daher τριοδῖτις); darum ist sie auch Königin des wilden Heeres; mit erschreckender Deutlichkeit wird sie als Blutsaugerin, Herzzerreißerin, Fleischfresserin angeredet; letzteres Wort (σαρκοφάγος), das die verzehrende Erdhöhle und dann ihr kleineres Abbild, den Sarg, bezeichnet, gab Anlaß zu dem naturwissenschaftlichen Märchen vom fleischfressenden Stein (Sarkophag). Es ist wohl glaublich, daß gerade der um Hekäte sich sammelnde Aberglaube in besonderem Maaße auf die Ausbildung des mittelalterlichen Hexen-, Teufels- und Geisterglaubens eingewirkt hat.

Allerdings sind für uns diese Züge größtentheils aus späteren Aufzeichnungen zu belegen. Aber daß wir sie im Wesentlichen zu dem psychologischen Grundstock, wie aller anderen, so des griechischen Volkes rechnen dürfen, zeigt das Auftauchen der ihnen zu Grunde liegenden Voraussetzungen sogleich bei dem unmittelbaren Nachfolger Homer's, bei Hesiod. Im Unterschied von seinem Vorgänger ist er ein Bauerndichter, der die Nöthe und Anliegen der niederen Schichten kennt aus eigener Erfahrung und für uns darum gerade von besonderem Werthe, dazu Angehöriger nicht des aufgeklärten und herrenhaften jonischen Seefahrerstammes, sondern des in einem Winkel des Festlandes in conservativer Beschränktheit und kleinbürgerlicher Beengtheit hinlebenden Böotervölkchens. Bei ihm nun ist die Rede von mächtigen Geistern („Dämonen"), worin die Menschen des goldenen Geschlechtes nach ihrem Tode verwandelt worden seien, „die beachten Rechtsthaten und böse Werke, in Nebel gehüllt allenthalben hinwandelnd über die Erde." Diesen gesellt er die abgeschiedenen Seelen des silbernen Geschlechtes bei als die etwas niedriger stehende, aber immer noch geehrte Klasse der „unterirdischen sterblichen Seligen", mit anderen Worten Heroen im

nachhesiodeischen Sinne dieses Wortes. Diese gänzlich unhomerischen Vorstellungen hat der böotische Dichter ganz unzweifelhaft aus der religiösen Cultübung seiner Heimath aufgenommen, die sich freilich nur auf die Söhne einer grauen Vergangenheit erstreckt, für die Gegenwart dagegen nicht mehr gilt, weil die homerische Lehre dem Glauben Abbruch gethan hat. Ueberhaupt ist zu beachten, daß das von Homer entworfene Weltbild von da an trotz und neben allen abweichenden Richtungen für die Vorstellungen des griechischen Volkes stets beherrschend geblieben ist, so daß, wie ja auch bei uns in Glaubensdingen, die merkwürdigsten Ausgleiche geschlossen werden konnten.

Halb zum Heldenepos passend, halb darüber hinausgehend sind die Sagen von Höhlen- und Bergentrückungen; denn solches Versetztwerden von lebendigen, nichtgestorbenen, nicht durch die Trennung von Körper und Geist hindurchgegangenen Menschen haben wir auch dort gefunden. Aber Menelāos z. B. genießt keine Verehrung, keinen Cult, er ist weit, weit entfernt von unserer Welt. Ganz anders eine Gestalt des Volksglaubens, wie Amphiarāos oder Trophonĭos. Beide sind mitten in Griechenland in die Tiefe gefahren und hausen nun der Eine bei Orōpos, der Andere bei Lebadeia in der Erde, Befragern erreichbar und verehrt mit einem in allen Einzelheiten an den der Unterweltgötter erinnernden Cult. Es sind das Gestalten, wie die Karl's des Großen im Untersberg bei Salzburg oder Friedrich's II. im Kyffhäuser, die uranfänglich wie ihre griechischen Gegenfüßler alte, von jeher im Erdinnern ansässige Götter, nicht erst durch einen besonderen Vorfall dahin versetzte Menschen darstellen. Trophonios heißt noch Zeus, und ist ein kleiner Ortsgott, vergleichbar dem in der idäischen Grotte auf Kreta, nicht der von den Schranken des Raumes gelöste, ortsfreie, ins Licht des Idealen erhobene panachäische Zeus des Homer, der später den Phidias zu seinem unsterblichen Werke begeisterte.

Wenn es von solchen Localgöttern auch hieß, sie seien an dem Sitze ihrer Wirksamkeit begraben, so führt uns dies zu einer Klasse von geistigen Wesen, den Heroen, die bei Homer lediglich keine Stelle haben können. Bei ihm bedeutet ἥρως den Kriegshelden oder den Mann von adeligem Geschlecht, und auch später stellte man sich die Heroen noch gern in der Vollrüstung (πανοπλία) vor, als überlebensgroße Erscheinungen. Dann aber taucht für uns etwa seit dem achten Jahrhundert ein wesentlich anderer Begriff des Wortes auf, der, wie man glaubt annehmen zu dürfen, besonders ausgegangen ist von nichtjonischen Stämmen äolischer oder dorischer Herkunft. Danach ist Heros jetzt eine durch den Tod von ihrem Leibe geschiedene, zu einer höheren, zwischen menschlicher und göttlicher stehenden Würde erhobene Ahnenseele, nicht wie die Anderen eingegangen in die Absperrung des Hades, sondern der Regel nach in der räumlichen Beschränkung ihres Grabes mächtig auf die Welt der Lebenden herüberwirkend. Am Grabe verehrte man sie mit eigenartigen, von den für die Götter (θυσίαι) abweichenden Darbringungen (ἐναγίσματα oder ἐντομαί), nicht am lichten Morgen, sondern nach Mittag und besonders in der Dunkelheit, nicht mit weißen, sondern mit schwarzen Thieren, deren Köpfe man nicht nach oben, sondern nach unten wandte und die man, anders als bei den Opfern für die Götter, ganz verbrannte (ὁλοκαυτώματα), ohne davon zu essen, was freilich andererseits Spenden, Speiseopfer und große, volksfestartige Heroenmahlzeiten nicht ausschließt. All' das deckt sich im Wesentlichen mit den Uebungen des Todtencults, wie denn die Heroen Nichts sind, als gesteigerte Todte. Sie werden theils als gute, gern aber auch als böse Geister gedacht, und vornehmlich das Volk stand zu ihnen in einem vertraulicheren Verhältniß, als zu den hohen Göttern, wie etwa heutzutage in Italien der gemeine Mann sich eher an seinen Schutz-

heiligen wendet, als an Gottvater unmittelbar. Es gab nicht leicht ein Geschlecht oder eine Stadtgemeinde, die nicht einen Heros als Urheber oder Gründer verehrte, mit dem man gelegentlich, und zwar nicht nur aus religiösen Gründen, sondern auch aus politischen Anlässen wechselte, wie denn in Amphipŏlis nach dessen Eroberung (422 n. Chr.) durch den Spartaner Brasĭdas der erste, 437 eingesetzte Gründer, ein Athener Namens Hagnon, abgelöst wurde; auch die Berufsstände leiteten sich gerne von einem solchen idealen ersten Vertreter ab, bis herab auf die ehrsame Zunft der Bäcker, die in Sparta den Matton (Kneter) als ihren Gründer verehrten. Der Erscheinungsweisen, in denen sich die Heroen bethätigen konnten, gab es mancherlei: gar ritterlich anzuschauen als jugendschöne Männer in strahlender Wappnung sollten hier und dort die Dioskuren aufgetreten sein und fechtenden Heeren vorangestritten haben. Aehnlich ist es, wenn die unteritalischen Lokrer dem Ajas, des Oīleus Sohn, regelmäßig einen Platz in ihrer Schlachtreihe offen ließen; als einst der Krotoniate Autoléon dort durchbrach, wurde er wirklich schwer verwundet! Bei Salămis richteten die Griechen an die Götter nur Gebete, die Schutzgeister des Landes aber, Aiăkos und seine Nachkommen, ließen sie eigens auf Schiffen herbeiholen, um selber zu helfen; in der für die Heroen geradezu typischen Schlangengestalt unterstützte sie damals auch Kychreus. Als echter und gerechter Bauernheiliger einer im Wesentlichen doch noch ackerbautreibenden Bevölkerung erweist sich der Echĕtlos, der bei Marathon, wie sein Name sagt, mit der Pflugsterz auf die Feinde losdrosch. Zur Zeit jener alle Gefühle, auch die religiösen, gleich unseren Freiheitskriegen aufregenden Perserkämpfe muß die Zahl der Heroen stark vermehrt worden sein, und zwar unter treibendem Einfluß des delphischen Orakels. Ein Musterbeispiel, wie es dabei zuging, bietet uns die Erzählung Plutarch's (Thesĕus 36) über die Einholung der

Gebeine des Theseus von Skyros nach Attika: „Nach den Perserkriegen unter dem Archontat des Pheidon befragten die Athener das Orakel, und die Pythia gab ihnen den Bescheid, sie sollten die Gebeine des Theseus wiederholen, ehrenvoll beisetzen und bei sich hüten. Es war schwer, sie auch nur zu bekommen und das Grab herauszufinden aus Mangel an Verkehr und wegen der Unfreundlichkeit der dort wohnenden Dolöper. Aber Kimon eroberte die Insel . . . und setzte eine Ehre drein, die Stätte zu finden. Da nun ein Adler auf eine hügelartige Stelle, wie es heißt, mit dem Schnabel hackte und sie mit den Krallen aufkratzte, so verstand er ihn durch göttliche Fügung und ließ graben. Gefunden wurde ein Behälter mit einem großen Leichnam und eine eherne Lanze daneben liegend und ein Schwert. Da nun dies von Kimon gebracht wurde auf dem Dreiruderer, nahmen ihn die Athener voll Freuden mit glänzenden Festzügen auf, wie wenn er selber in die Stadt heimkäme. Und er ist begraben in der Mitte der Stadt neben dem jetzigen Gymnasium; es ist ein Zufluchtsort für Sklaven und alle geringeren Leute, und die sich vor den Mächtigeren fürchten, da auch Theseus sich als hülfreicher Schutzherr erwiesen und die Bitten der Geringeren freundlich angenommen habe. Das größte Opfer bringen sie ihm dar am achten des Pyanepsion, an dem er mit seinen Gefährten von Kreta heimgekommen ist, aber auch sonst am achten ehren sie ihn" u. s. f. Wer fühlt nicht, daß in dieser Darstellung die legendarischen Züge mit außerordentlicher Anschaulichkeit vorgeführt sind und vollkommen J. Burckhardt's glänzenden Nachweis bestätigen, wie beherrschend im griechischen Leben der Mythos war? Damals wurden übrigens ganze Heldenschaaren heroisirt, so die Kämpfer bei Marathon und Platää. Noch über ein halbes Jahrtausend später wurden die Letzteren in höchst feierlicher Weise verehrt, wie uns

Plutarch als Zeitgenosse schildert (Aristeides 21): „Die Platäer übernahmen die Pflicht, den Gefallenen und dort Liegenden der Griechen ein Heroenopfer darzubringen (ἐναγίζειν) in jedem Jahre. Und das vollführen sie bis jetzt auf folgende Weise: . . . sie veranstalten einen Festzug, an dessen Spitze mit Tagesanbruch ein Trompeter einherzieht, indem er die Kriegsweise schmettert. Es folgen Wagen voll Myrthen und Kranzgewinden und ein schwarzer (s. o.) Stier, und Jünglinge, Wein- und Milchspenden in Henkelurnen und Salbkrüge tragend, freigeborene, denn einem Sklaven ist es nicht erlaubt, sich mit etwas von dem zu jenem Dienste Gehörigen zu befassen, weil die Männer starben für die Freiheit. Hinter Allen aber von den Platäern zieht schwertumgürtet der Archon, dem es die übrige Zeit nicht gestattet ist, weder Eisen zu berühren, noch ein anderes Kleid, außer einem weißen, anzulegen, mitten durch die Stadt, indem er in dieser Zeit ein purpurnes Untergewand anhat und eine Aschenurne vom Archive trägt. Danach nimmt er Wasser von der Quelle und wäscht selbst die Säulen ab und bestreicht sie mit Salbe, und nachdem er den Stier über den Holzstoß hingeschlachtet und zu Zeus und dem unterirdischen Hermes (Ἑρμῇ ϑονίῳ) gefleht hat, ruft er die wackeren Männer herbei, die für Griechenland starben, zu der Mahlzeit und zur Blutsättigung (αἱμακουρίαν). Dann mischt er einen Mischkessel Weines und indem er ihn ergießt, spricht er dabei: „Zutrinke ich den Männern, die für die Freiheit der Hellenen starben." Man sieht, wie zäh der Volksglaube in diesen Dingen war; in vollster Naivetät hielt er sich zum Theil auch an Heroenreliquien, die nicht etwa bloß in hinterlassenen Gebeinen, Schwertern, Lanzen u. s. w. bestanden, sondern so merkwürdige Gegenstände mitbefaßten, wie das Ei der Leda, die Flügel des Daidalos, das Halsband der Harmonia.

Durchaus echt volksthümlich ist auch die Neigung, diesen

Geisterwesen nicht bloß gute, sondern auch böse Eigenschaften zuzutrauen, ja gelegentlich diese allein, wie Babrius einen Heros, zu dem ein Mann gebetet hatte, diesen antworten läßt: „Gutes mag auch nicht einer der Heroen spenden; darum bitte die Götter; aller Uebel, soviel bei den Menschen sind, Geber sind wir.“ Wollte man den Verdacht der Böswilligkeit von sich ablenken, so sagte man wohl: „Ich bin keiner von diesen Heroen.“ So macht in Olympia der danach benannte Taraxippos die Pferde scheu, Anagyros läßt die Häuser einfallen, Orpheus sendet zur Strafe für seine Ermordung eine Pest. Herodot erzählt VI, 69 eine ganz merkwürdige Geschichte, wie der Heros Astrabakos die Mutter des spartanischen Königs Demaratos betrogen habe. Zu Temesa in Unteritalien ging ein Unhold um, der die Jungfrauen verzehrte, dann aber von dem Knappen „Wohlgemuth“ *(Εὔθυμος)* erlegt wurde. Eine wahre Vorrathskammer abergläubischer Ammenmärchen ist Lucians „Philopseudes“: Dort führt sich Hippokrătes, der große Heros des Standes, der von dem Arzte Antiŏchos in Gestalt einer eine Elle hohen Statuette verehrt wird, gar knabenhaft auf, wenn er mit der ihm angethanen Beachtung nicht zufrieden ist; er lärmt im Hause, stößt die Arzneikolben um u. A. m. Unmittelbar zuvor (C. 20) ist die Rede von der Bildsäule eines heroisirten korinthischen Feldherrn Pelichos, die ihren an derartige Schwindelgeschichten innigst glaubenden Besitzer Eukrätes vom Fieberfrost heilte. Bei Nacht stieg er vom Sockel und ging singend durchs Haus; auch badete er und plätscherte dabei vernehmlich mit dem Wasser. Als aber der diebische Bediente Libys ihm einmal die für ihn als Gabe hingelegten oder mit Wachs ihm angeklebten Geldstücke stahl, so ging er die ganze Nacht um das Gehöft herum und ließ ihn nicht mehr hinaus; ja, schließlich mußte der Aermste sterben, nachdem er jede Nacht von dem erbosten Heros die Peitsche zu kosten bekommen hatte,

so daß er nach seinem Tode noch Striemen aufwies! Dieser Aberglaube wird schon von Aristoph, Vögel 1488 ff., verspottet: „In dieser (Abend-)Stunde war es nicht mehr geheuer, (mit den Heroen) zusammenzutreffen, denn so oft einer der Sterblichen mit dem Heros Orestes Nachts zusammentraf, so war er nackt geprügelt von ihm auf alle edleren Körpertheile." Offenbar ist übrigens der Heroenname in der späten Zeit bereits erheblich im Werthe gesunken, und es scheint, daß die Zutheilung dieser Auszeichnung mit dem fortschreitenden Bestreben der niederen Stände, den höheren nachzukommen, und entsprechend der allgemeinen Zeitrichtung immer häufiger geworden ist, so daß in einzelnen Gegenden der Name ἥρως fast so viel besagt hätte, wie μακαρίτης (der Selige) und so ziemlich jedem Verstorbenen hätte beigelegt werden können.

IV.

Diese Abschwächung des ursprünglichen Heroencultes ist um so eher begreiflich, als neben diesem von Anfang an ein höchst lebhafter Ahnen- und Seelencult herlief und jener ja im Grunde nichts Anderes ist, als eine Steigerung und Erhöhung des Letzteren. Wiederum ist es Rohde, der die ungemein zahlreichen und in alle Gebiete eingreifenden Anzeichen dieser Seite des altgriechischen Volkslebens gesammelt und in der glücklichsten Weise zu einem anschaulichen Bilde vereinigt hat. In einer Weise, auf deren weitgehende Uebereinstimmung mit den Gebräuchen der in diesem Punkte höchst gewissenhaften Inder bis in überraschende Kleinigkeiten hinein man schon öfter hingewiesen hat, strebte Jedermann danach, bei Lebzeiten sich eines Pflegers für sein Seelenheil zu versichern. Noch Lucian, Ueber die Trauer, C. 9, spottet: „Ernährt also werden (die Todten) durch unsere Güsse und Darbringungen an den Gräbern; wenn somit einem auf Erden kein Freund oder Stammesgenoß

hinterblieben sein sollte, so lebt er als Todter speiselos und hungernd unter ihnen." War Jemand dann gestorben, so mußte ihm dieser „die Obliegenheiten erfüllen"; kaum ein Neger unserer Tage kann z. B. die Versagung des Begräbnisses schwerer empfinden, als die hochgebildeten alten Athener, und er würde es ohne Weiteres begreifen, wie sich Antigone für den unbeerdigten Bruder opfern konnte oder wie man die siegreichen Feldherren der Arginusenschlacht so erbarmungslos zum Tode verurtheilte, weil sie die über Bord Gestürzten nicht aufgesammelt hatten, so wenig sie auch gegen Sturm und Wetter hatten aufkommen können (Xenoph. Hellen. I, 7, 4 ff.). Aber nicht nur die einzelne Seele wurde durch Schmückung, Ausstellung, Leichenrede, Spenden u. s. w. geehrt, sondern es gab auch ein Fest Allerseelen an den dionysischen Antheſterien, wobei man ihnen am letzten Tage Töpfe mit gekochten Früchten und Sämereien hinstellte, um sie dann ebenso fortzutreiben, wie jetzt noch vielerorten: „ἔξιτε Κῆρες, οὐκέτ' Ἀνθεστήρια!" („Geht hinaus, ihr Seelchen, nicht mehr sind die Antheſterien!"). Wie so häufig den Geschöpfen des Seelenglaubens, brachte man ihnen im Wesentlichen zwei Arten von Gefühlen entgegen: Grauen einerseits, kindliche Zutraulichkeit andererseits. Jenes erscheint bisweilen bis zu einem Grade gesteigert, der uns erschreckt und wiederum an die Anschauungen tiefstehender Völker gemahnt; vor Allem ist hier der entsetzliche Brauch des μασχαλισμός zu nennen, wobei der Mörder dem Ermordeten die Gliedmaaßen abschlug und unter der Achsel durchzog, um ihn so zu hindern, sie zur Rache an ihm zu gebrauchen. Wie wirkungskräftig also mußte man sich ganz abweichend von Homer die Abgeschiedenen vorstellen, wenn man solche Abwehrmaaßregeln (ἀποτρόπαια) für nöthig hielt! In derselben Richtung liegt es, wenn bei Homer die Tödtung eines Menschen mit einer Summe Geldes gelöst werden kann, später aber volle stellvertretende Blutrache-

pflicht erscheint, die durch Einsetzung des Areopags und ähnlicher Gerichte nicht getilgt, sondern anerkannt und in die Bahnen staatlich geregelter Ordnung gelenkt wird. Die Erinys ist (s. o.) ursprünglich nicht etwa die abstrakte Hüterin von Recht und Sitte, sondern gar nichts Anderes, als die vampyartig gedachte racheheischende Seele des Ermordeten selbst. Aus Schiller's Kranichen des Ibykus sind ja die hierhergehörigen Züge Jedermann geläufig; sie sind entnommen aus Aeschylus' Eumeniden, wo es V. 264 f. heißt, daß sie lieben, „vom Lebenden zu schlürfen rothes Blut aus den Gliedern." Kein Wunder, daß auch der unfreiwillige Todtschläger sich nun reinigen mußte, was er bei Homer noch nicht nöthig gehabt hatte: nicht etwa von sittlichem Makel, denn von dem kann doch, wo böse Absicht gefehlt hat, genau genommen nicht die Rede sein, sondern von einer äußerlich ihm anhaftenden, durch das Ankleben gespenstischer Wesen hervorgerufenen Befleckung, die ebenso überall da abzuwaschen ist, wo es sich um den Eintritt einer Seele in einen Leib oder um den Austritt einer solchen daraus, d. h. also um Geburt und Wochenbett, Tod und Begräbniß handelt. Mit aller Entschiedenheit muß man sich hüten, diese rein rituellen und sacralen Reinigungen, wie sie besonders auf Betreiben des delphischen Orakels in reicher, zum Theil überwuchernder Fülle ausgebildet und verbreitet worden sind, durch Unterlegung eines ihnen fremden moralischen Sinnes und durch Umbiegung ins ethisch Erbauliche zu etwas ganz Anderem zu machen, als was sie nun einmal gewesen sind, und auf diese Weise modernem und christlichem Empfinden näher zu bringen. Es ist hier nicht der Ort, auf all' diese Reinigungsvornahmen näher einzugehen, zumal W. Kroll in dem „Antiker Aberglaube" betitelten Heft (278) dieser Sammlung (1897) vieles Hierhergehörige beigebracht und beleuchtet hat; es handelt sich da um Waschungen in fließendem Gewässer, Abreibungen mit Lehm, Gips, Kleie, Anwendung

von Pflanzen, wie Meerzwiebeln, Dosten u. A., oder von Wasser, Feuer, Erzklang, Enthaltungen von Speise (besonders Fleisch, auch Bohnen u. a.), Trank, Liebesgenuß u. s. w. u. s. w. Einzelne Gegenden, wie Thessalien, hatten den Ruf, besonders günstige Bedingungen für Geisterbann zu gewähren; von hier stammt ja auch die Meisterin jeglicher Zauberei, Medēa, deren enge Beziehung zu Hekate, der Beschützerin alles Spukes und Führerin des wilden Heeres, an sich klar ist.

Religiöse Reinigungs- und Weiheanstalten großen Stiles waren die Mysterien. Um vor Allem die eleusinischen anzuführen, so ist es nach Lobeck's Werke Aglaophāmus außer allen Zweifel gesetzt, daß man sich auch hier vor moralischer Ausdeutung ebenso hüten muß, wie vor dogmatischer. Es war keine durch besondere ethische Reinheit oder speculative Erhabenheit, etwa gar aus Indien bezogene, sectirerische Geheimlehre, die hier an religiös und sittlich besonders Auserwählte unter dem Schleier der Verschwiegenheit weitergeraunt worden wäre. Vielmehr haben wir es zu thun mit einem öffentlichen, vom Staate gepflegten, von officiellen Priestern verwalteten, in prächtigen Tempeln und Schaugebäuden gefeierten und sämmtlichen Eleusiniern und dann Athenern, später Griechen und noch später Römern zugänglichen Cult. Wie wenig gerade sittliche Eigenschaften erfordert wurden, sieht man an dem Spottworte, das z. B. Plutarch aufbewahrt hat: „Wird ein besseres Loos haben Pataikion, der Dieb, nach seinem Tode als Epameinondas, weil er geweiht ist?" Auch Sklaven, Kinder und selbst Hetären waren wenigstens später nicht ausgeschlossen; das widerfuhr nur Mördern, aber nicht wegen sittlicher Unwürdigkeit, sondern weil das an ihren Händen klebende Blut als ganz besonderer Saft angesehen wurde, der die bösen Geister anlocke und sie deshalb unfähig mache zur Theilnahme an ritualen Handlungen; denn um solche *(δρώμενα)* drehte sich die Feier, nicht um Lehren

etwa über den (überdies undurchführbaren) Parallelismus von Samenkorn und Seele oder über die Zurückführung der Mythen des Volksglaubens auf eine allegorisirende und symbolisirende „Naturreligion", wie sie schon frühe von den Philosophen ausgedacht und dann insbesondere von den Stoikern in ein methodisches System gebracht worden ist, das an schwindelnder Kühnheit den Constructionen unserer Natursymboliker, wie Kuhn, Schwartz, M. Müller u. A., Nichts nachgiebt; deshalb machte man ihnen schon im Alterthum den Vorwurf, sie lösten Alles in Wolken, Winde, Wechsel der Jahreszeiten, Flüsse, Wiesen, Erlebnisse von Sonne und Mond u. s. w. auf. Demgegenüber bildete den Mittelpunkt der Eleusinien das heilige Drama, der religiöse Pantomimus von dem Raube der Persephŏne und ihrem Wiederfinden durch ihre Mutter Demēter; es fehlte nicht an Wirkungen der Scenerie, an Lockungen für Auge und Ohr, und man konnte die Weihen nicht ausplaudern, sondern nur nachäffen. Denn ihr Ziel war Allen sowieso bekannt; sie verliehen den „Geweihten, Heiligen, Gereinigten" Reichthum im diesseitigen Dasein und die Hoffnungen eines besseren Zustandes im Jenseits, wie Sophŏkles singt: „Denn dreimal selig sind die unter den Sterblichen, die diese Weihen erschaut haben und dann zum Hades wandeln; denn für die allein giebt's dort ein Leben, für die Anderen aber ist dort Alles schlecht."

V.

Man sieht, wie Rohde ausführt, daß hier die Unsterblichkeit nicht gelehrt, nicht bewiesen und abgeleitet, sondern einfach vorausgesetzt wird. Bis zur eigentlichen Unsterblichkeitslehre dagegen ist griechischer Volksglaube nie vorgedrungen, er ist nur bis zu seiner Schwelle gelangt. Vielmehr begegnet uns diese zuerst bei Philosophen, wie Pythagŏras und dann Plato, oder bei Dichtern, wie Pindar. Aber auch diese haben sie

aus einem Kreise, der sich einestheils freilich berührt mit den bisher behandelten Resten animistischer Denkweise bei den Griechen, anderentheils aber darüber hinaus zurückgreift in Tiefen der Urweltpsychologie, deren Stimmungen in der hellenischen Psyche doch schon so weit verklungen waren, daß sie erst in Folge einer gewaltigen Ueberfluthung durch fremdes, phrygisch-thrakisches Wesen wieder zum Ertönen gebracht wurden. In jenen Völkern war eine Hinneigung zur Mystik lebendig, d. h. zur überschwänglichen Erhebung der Seele über die engen Schranken ihrer in einen individuellen Leib eingeschlossenen Persönlichkeit und zu einer sehr gewöhnlich durch ekstatisch-orgiastische Aufregungen und Betäubungen beförderten Einigung mit der Gottheit selbst. Etwa im achten Jahrhundert v. Chr. drang der alle Bande hellenischen Maaßes sprengende Verzückungscult in Griechenland ein; noch in Euripides' „Bakchen" treten uns die bis zur Besinnungslosigkeit wilden Tänze der bei Fackelschein und Paukenschall durch die Berge rasenden, an dem Blute zerrissener Hirschkälber sich berauschenden Mänaden in einer Weise vor Augen, daß uns noch selbst etwas von dem tollen Wirbel jener Begehungen erfaßt. Der Gott, dem eine so sinnbethörende Verehrung gewidmet wurde, war Dionysos, der erst im späteren Verlauf sich zum Schützer des Weines entwickelt hat. Die Ekstase, die sein Dienst verlangte, bildet die Grundlage eben eines stark ausgebildeten Unsterblichkeitsglaubens, der bei den Thrakern in vollster Blüthe stand. Sein Prophet sollte der Thraker Orpheus sein, und an ihn sich anschließend hat sich nun unter dem Namen der Orphiker in Griechenland und besonders Athen zu Pisistratus' Zeit, etwa im sechsten Jahrhundert, ein Verein gebildet, der sich von Allem, was wir bisher betrachtet haben, insbesondere auch von der oft gar fälschlich mit ihm zusammengeworfenen eleusinischen Cultgemeinde, aufs Allerschärfste abhebt und unterscheidet. Hier treffen wir, was

griechischer Religion, die nur das Opfer fordert, nicht aber den Glauben, sonst fremd ist, ein Dogma, eine theologische Litteratur, ein lebhaftes Sündenbewußtsein, eine enge Verbindung von Sittlichkeit und Religion, eine im Jenseits für die im Diesseits vollbrachten guten oder bösen Thaten eintretende Vergeltung und damit zusammenhängend die Forderung einer eigenen (asketischen) Lebensführung, die Zusicherung der Möglichkeit einer Einigung mit der Gottheit (nicht bloß, was sonst griechisch ist, einer Anbetung derselben) und einer dadurch zu erlangenden Erlösung für immer. Im Einzelnen lautet die orphische Lehre, von der wir hier im vollen Sinne des Wortes reden dürfen, etwa folgendermaßen: Die Seele ist eigentlich göttlicher Abkunft; durch einen nicht weiter erklärten Sündenfall ist sie herabgesunken in diese Leiblichkeit. Nach dem Tode empfängt sie in einer Art von jüngstem Gericht Lohn oder Strafe für ihr hiesiges Leben. Die „Gerechten *(δίκαιοι)*, Heiligen, Geweihten" gehen rechtshin in ein Land der Wonnen (vergl. Das Elysion!), wo sie aus dem Borne der Erinnerung *(Μνημοσύνη)* getränkt werden mit erquickendem Wasser und wo Tanz und Leierspiel, ja, nach einer roheren, man möchte sagen, mehr an den barbarisch-thrakischen Ursprung erinnernden Ausmalung, ewiger Rausch *(αἰώνιος μέθη)*, ihrer harrt; die Ungeweihten, Ungerechten *(ἄδικοι)* müssen sich linkshin wenden, an einer weißen Cypresse (dem Todtenbaum, den man auch vor dem Sterbehause aufrichtete!) vorbei zum Quell der Vergessenheit *(Λήθη)* in eine richtige Hölle, deren Qualen weit hinausgehen über das, was sich griechische Volksphantasie vorzustellen pflegte über das Geschick der Abgeschiedenen im Todtenreiche. Hier wälzen sie sich in einem Schlamm- oder Feuerpfuhle, gepeinigt von unbarmherzigen Männern, die man unbedenklich als Teufel bezeichnen kann. Es sind greuliche Hirngespinnste, wie man sie aus Plato, Plutarch u. A., vornehmlich aber aus der jüngst

in Akhmim aufgefundenen Petrusapokalypse schaudernd kennen lernt. Nach bestimmten Zeiträumen werden sie im „Rade der Geburten" *(τροχῷ τῆς γενέσεως)*, ganz ähnlich, wie es uns in dem nur noch mehr in orientalischer Maaßlosigkeit schwelgenden Buddhismus so niederschmetternd entgegentritt, wiederum eingekörpert nach dem Gesetze der Seelenwanderung, entsprechend der Loosung: „Was du (im verflossenen) Dasein gethan hast, leide (im folgenden)!" Dabei ist das Hinabsinken in Thierleiber nicht ausgeschlossen. Wer aber in einer Reihe von Einkörperungen standhaft das Böse gemieden hat, dem winkt endlich zu guter Letzt Erlösung. Er darf von sich sagen: „Du bist hindurch, du hast das Leiden ausgelitten; du bist nicht mehr sterblich, du bist ein Gott!" Praktisch folgt hieraus für den Menschen die Mahnung, sich frei zu machen von den Banden dieses Leibes *(σῶμα)*, der als ein Kerker *(σῆμα)* der göttlichen Seele erscheint. Der Weg hierzu ist die Askese; sie besteht in der Enthaltsamkeit vornehmlich vom Fleischgenuß, wozu thrakische Uebung noch Ehelosigkeit fügte. Ja, der treue Befolger dieser Vorschriften durfte nicht bloß für sich selbst auf Erlösung hoffen, sondern auch darauf, daß er die Qualen schon vorausgegangener, nicht geweihter Angehöriger lindern werde, ein Gedanke, der sich u. A. bei den Indern findet und überhaupt nahe zu liegen scheint, wo Werkgerechtigkeit zu den Forderungen einer Religion gehört.

VI.

Es wäre nun aber ein Irrthum, wollte man annehmen, daß diese Unsterblichkeitslehre jemals in der guten Zeit ein Besitzthum des Volkes oder auch nur des überwiegenden Theiles der gebildeten Stände gewesen wäre. Nicht bloß die ein treues Bild bürgerlicher Anschauungsweise im vierten vorchristlichen Jahrhundert vor uns aufrollenden Redner halten sich innerhalb

der Grenzen des üblichen Seelencultes, ja, bewegen sich ganz gewöhnlich in Wendungen, wie „Wenn die Todten Empfindung haben" u. A., sondern selbst die vom höchsten Geiste getragenen Tragiker des fünften Jahrhunderts, die doch so reichlich Veranlassung gehabt hätten, das lastende Dunkel ihrer um Sein und Nichtsein sich drehenden Probleme durch den tröstlichen Strahl des Unsterblichkeitsglaubens zu erhellen, sind davon weit entfernt, der tiefsinnige Aeschylus so gut wie der milde Sophokles, während Euripides, wo er ganz er selbst ist, Theorien folgt, die ebenfalls andere Bahnen wandeln, und sich bei aufgeklärten Philosophen Raths erholt. Auch diese begnügen sich im Allgemeinen mit den Ergebnissen begrifflichen Denkens. Jene Lehre bleibt eben im Wesentlichen doch Kennzeichen bestimmter, sich absondernder Conventikel und einzelner von ihnen angeregter Dichter und Denker; unter ihnen ragt als eine Leuchte, deren Flamme alle folgenden Jahrhunderte bis auf das unsrige erwärmt und erleuchtet hat, hervor Plato, von dem man nur den Phädrus, das Gastmahl und den Phädon zu lesen braucht, um zu empfinden, welch unvergleichlicher Vorkämpfer in ihm der neuen Idee erstanden ist, die ungezählte Tausende in Leben und Tod begeistert hat. Im schärfsten Gegensatz zu ihr steht die Annahme, daß mit dem Letzteren Alles aus sei. Sie ist besonders gepflegt worden von den Vertretern des materialistischen Monismus: Demokrit, dessen Schrift „Ueber die Dinge im Hades" nicht mehr zu besitzen für uns ein unersetzlicher Verlust ist, und nach ihm Epikur, sowie mit unerbittlich scharfer Folgerichtigkeit dessen Anhänger, der Römer Lukrez, haben sie wissenschaftlich zu beweisen unternommen. In ihrem System, das alle Gebilde auf die mechanische Mischung und Entmischung kleinster stofflicher Theile, der Atome, zurückführte, hatte die Unsterblichkeit einer individuell weiterbestehenden Seele keine Stelle mehr. Genau genommen trifft dies auch auf den

Pankosmismus der Stoiker zu und von dem Scepticismus der späteren Akademie ist vollends ein Aufschwung des Glaubens nicht zu erwarten. Kein Wunder, daß die gebildeten Kreise zu Cicero's und Augustus' Zeiten einen Grad von Aufgeklärtheit zeigt, der uns etwa an die Gesellschaft am Hofe Friedrich's des Großen erinnert, wie schon die weniger auf Tiefe und Erhabenheit, als vielmehr auf verstandesmäßige Klarheit und angenehme Behaglichkeit des äußeren Lebens gerichtete Zeit des Hellenismus nach dieser Seite geneigt hatte. Die Inschriften, die uns, wie oben bemerkt, einen Blick thun lassen in das Empfinden des Bürgersmannes, bieten uns einen sprechenden Beweis für das friedliche, in einer, kirchliche Satzungen nicht kennenden, und in dieser Hinsicht sehr weit in der Duldsamkeit gehenden Welt wohl begreifliche, Nebeneinanderbestehen der verschiedenartigsten Anschauungen. Vom allgemeinsten Einfluß war immer noch das homerische Gemälde des schattenhaften Hadesreiches auf der einen, des Landes der Seligen auf der anderen Seite. Daneben blühte der Seelencult und was sich daraus ergab; nicht eben erheblich weist es über den Gefühlskreis, worin sich dieser und die Eleusinien bewegten, hinaus, wenn man sich, vielleicht nicht ganz ohne Einfluß der Philosophie, als Aufenthaltsort der Geschiedenen den Himmel, den Aether, einen Stern denkt oder wenn etwa eine Frau dem vorangegangenen Gemahle zuruft: „Weine nicht! dort wirst du deine Eutychie wiedersehen!" Die kecke Leugnung weiter, daß es drüben noch etwas gebe, hat sich mehrfach einen an die cynische Offenheit moderner Umstürzler gemahnenden Ausdruck verschafft, z. B. in dem Satze: „Nicht war ich, da ward ich, nicht werd' ich sein; nichts liegt mir dran; das ist das Leben!" Nur vereinzelt und schüchtern endlich klingt es einmal: „Du starbest nicht!" Aber auch da fehlt eine Hindeutung auf das, was man Sündenbewußtsein oder Erlösungsbedürfniß nennen könnte. Solche

Stimmen melden sich erst, als die Antike sich ausgelebt hatte und als im Wettbewerb mit der jugendstarken Religion Jesu Christi die mystischen Philosophien, die sich nach Pythagŏras und Plato nannten, das Heilsbedürfniß einer dahinwelkenden Welt vergebens zu stillen suchten. Bis dahin war des Griechen Sinn doch im Ganzen nach außen gekehrt gewesen und der Leitstern seines Unsterblichkeitsstrebens leuchtet wieder in Schiller's seherischem Wort: „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch!" Hier auf Erden Ehre zu erwerben *(εὐδοξία)*, wohlgerathene Kinder zu hinterlassen *(εὐτεκνία)*, die eigene Persönlichkeit entschlossen geltend zu machen und sich muthig zu rächen, wenn man beleidigt war, schließlich aber ruhmvoll, womöglich für's Vaterland, zu sterben *(εὐθανασία)*: das waren für ihn Ziele, des Schweißes der Edlen werth! In solchen Gedanken wurde er groß, und weil er nichts Anderes wußte, so wird er trotz all' den tiefen Schatten seines politischen und religiösen Lebens, die soeben die Meisterhand J. Burckhardt's in seiner Griechischen Culturgeschichte so überzeugend vor uns aufgedeckt hat, doch kein unglücklicher Mensch gewesen sein, sondern gleich Plato den Göttern gedankt haben, daß sie ihn eben als Griechen hatten geboren werden lassen!

Litteratur.

Lobeck, Aglaophamus.
Rohde, Psyche.
Maas, Orpheus.
Dieterich, Nekyia.
Ridder, L'idée de la mort en Grèce à l'époque classique.
Roscher, Mythologisches Wörterbuch.
Kroll, Antiker Aberglaube.
Bloch, Mysterien von Eleusis.

Burckhardt, Griechische Culturgeschichte, herausgeg. v. Oeri, I, II.
Waßmannsdorf, Trauer um die Todten.
Kleinpaul, Die Lebenden und die Todten.
Zemmerich, Todteninseln.
Tylor, Anfänge der Cultur, übersetzt von Spengel und Poske.
Robinsohn, Psychologie der Naturvölker.
Lippert, Culturgeschichte.

Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01031 4914